

Anna Aurast: Fremde, Freunde, Feinde. Wahrnehmung und Bewertung von Fremden in den Chroniken des Gallus Anonymus und des Cosmas von Prag. Verlag Dr. Dieter Winkler. Bochum 2019. 337 S., Ill. ISBN 978-3-89911-274-0. (€ 67,60.)

„Das Wahrnehmen und Erleben von Fremden ist eine auf keine bestimmte Zeit oder Epoche beschränkte Erfahrung des Menschen“ (S. 15). So leitet Anna Aurast ihre als Dissertation bei Hans-Werner Goetz in Hamburg eingereichte Studie über die Fremdwahrnehmung zweier hochmittelalterlicher Chronisten, des sog. Gallus Anonymus und des Prager Domdechanten Cosmas von Prag, ein. Das vorliegende Buch ist eine für die Druckfassung gekürzte Version der Dissertationsschrift von 2015 mit dem Titel: „Gesichter des Fremden. Verschiedene Wir-Gruppen und ihre Abgrenzung von Fremden in den Chroniken des Gallus Anonymus und Cosmas von Prag“.

Den Untersuchungsgegenstand dieser sorgfältig strukturierten Studie bilden zwei Chroniken, die *Cronicae et gesta ducum sive principum Polonorum* des Gallus sowie die *Chronica Boemorum* des Cosmas. Im Zentrum steht die Frage nach den Vorstellungen von Fremdheit und Fremden im Hochmittelalter. Konkret geht es um die Wahrnehmung und Bewertung von Fremden. Die Arbeit ordnet sich also in die immer größer werdende Anzahl von Beiträgen zur Geschichte hochmittelalterlicher Vorstellungen ein.

Die Beschäftigung mit Fremdheit im Allgemeinen wie mit Fremden (bzw. den Anderen) im Besonderen ist ein Themenfeld, das bereits seit mehr als zwei Jahrzehnten Konjunktur hat. Sich zunächst vorwiegend auf die Fremdwahrnehmungen des Spätmittelalters und der Neuzeit konzentrierend, wendet sich die Forschung seit geraumer Zeit immer stärker früheren Epochen zu. Auch die zuvor recht starre Fixierung auf den „weit Entfernten“ und „Exotischen“ beginnt sich aufzulösen, sodass nun verstärkt diejenigen Fremden in den Blick geraten, die ganz in der Nähe vorzufinden sind. Genau in dieses erweiterte Forschungsfeld stößt A. mit ihrer Studie vor. Sie konzentriert sich auf die unmittelbare Nachbarschaft zu den deutschen Ländern des Römischen Reiches und wendet sich der hochmittelalterlichen Wahrnehmung in der osteuropäischen Peripherie zu. Damit bewegt sie sich auf bislang wenig ausgetretenen Pfaden.

Dieser Umstand spiegelt sich auch in der Quellenauswahl wider. Bewusst lässt A. die bereits zur Genüge untersuchten Schriftzeugnisse aus dem römisch-deutschen Reich außer Acht und nimmt zwei historiografische Quellentexte in den Blick, die für einen komparatistischen Ansatz gut geeignet sind. Beiden ist eine nahezu identische Entstehungszeit zu attestieren (Anfang des 12. Jh.), und auch in ihrer Struktur und Intention lassen sich beide gut miteinander vergleichen. Die räumliche Nähe ermöglicht es darüber hinaus, auf den Grad der Ähnlichkeit in der Wahrnehmung von Fremden und Fremdheit der beiden Chronisten zu schließen.

Neben der Frage nach der Vorstellung und Wahrnehmung werden auch die Ursachen und Funktionen der Darstellung sowie die Bewertung von Fremden in den Blick genommen. Sich nicht nur für das Beschriebene interessierend, wendet sich die Vf. auch dem Schreibenden samt seinen mentalen Zuständen und kulturellen Bindungen zu. Die Erforschung der Vorstellungswelt des jeweiligen Quellenautors – seine Bilder, Eindrücke, subjektiven Empfindungen, Meinungen und (Vor)urteile – ist dafür essenziell. Dazu gilt es, wie A. in der Einleitung betont, „zum einen, den historischen Kontext und die (Abgrenzungs-)Absichten der mittelalterlichen Verfasser genau zu bestimmen und dann die identitätsstiftenden Mechanismen der Abgrenzung von Fremden und Anderen im Text zu erkennen und zu analysieren, und zum anderen, weitere Funktionen der Fremdenbilder in den Werken der Chronisten vor demselben Hintergrund zu orten und zu deuten“ (S. 18).

Bevor die beiden Chroniken miteinander verglichen werden, leistet A. noch die nötige theoretische Vorarbeit. Ihr Hauptanliegen ist es, Fremdheit in einer Weise zu definieren, die unseren heutigen Fremdbegriff adäquat widerspiegelt und eine differenzierte Untersuchung des bzw. der Fremden zulässt. In Ermangelung theoretischer Modelle zum Thema „Fremde und Fremdheit“ unternimmt sie den Versuch, den theoretischen Rahmen für eine systematische Untersuchung von Fremden und Fremdwahrnehmungen in mittelalter-

lichen Quellen selbst abzustecken. Sie geht dabei in zwei Schritten vor. Mit dem Rekurs auf die bisherigen Forschungen zu diesem Themenkomplex versucht sie den Begriff des Fremdseins zu präzisieren. Es werden vier Bedeutungen von „fremd“ (erstens als „nicht zu der eigenen Gruppe gehörend“; zweitens als „jemandem gehörend, der fremd ist“; drittens als „unbekannt/unvertraut“; viertens als „unverständlich, unerklärlich“, S. 28) und sechs Dimensionen des Fremdseins (räumlich/zeitlich; ethnisch/politisch; religiös; kulturell; sprachlich; gesellschaftlich-institutionell) unterschieden. Ferner erläutert A. – unter Rückgriff auf Überlegungen aus anderen Wissenschaftsdisziplinen –, wie unser moderner Begriff von „fremd“ für eine Untersuchung von Fremdwahrnehmungen mittelalterlicher Autoren und deren Schriften genutzt werden kann. Von dieser methodischen Ausrichtung verspricht sich die Autorin, Fremdheitsphänomene in mittelalterlichen Werken aufspüren und untersuchen zu können, die sich allein mit Hilfe der Begriffsgeschichte nicht hinreichend erforschen lassen. Die Denk-, Verständnis- und Mentalitätsstrukturen der Autoren, die sich in den Chroniken manifestieren, werden auf diese Weise sichtbar. Auch wenn dadurch eine genaue Kontextuntersuchung mehr Gewicht erhält, wird der Rückgriff auf die begriffsgeschichtliche Methode nicht obsolet. Deutlich wird dies allein schon daran, dass hier ausschließlich schriftliche Quellen die Überlieferungsgrundlage bilden.

Die Studie besteht aus vier Hauptkapiteln, die sich jeweils in zahlreiche Unterkapitel aufgliedern. Im ersten, einleitenden Kapitel werden der Forschungsstand, die theoretische Arbeitsgrundlage und Methode, die Textauswahl sowie die weitere Vorgehensweise erläutert. Sodann folgen die beiden Hauptteile der Studie, in denen die beiden Chronisten wie auch ihre Chroniken getrennt voneinander behandelt werden. Dabei werden beide dem gleichen Frageraster unterworfen, wodurch autorspezifische Wahrnehmungen von Fremden abgebildet werden und eine übersichtliche und systematische Analyse gewährleistet ist.

Beginnend mit Gallus, folgt nach der Vorstellung des Chronisten, seines Werkes sowie seiner Vorstellungswelt ein kurzer historischer Abriss. Dieser dient der Einführung in die Besonderheiten der jeweiligen Region, in der die Chronik entstanden ist. Im Anschluss an den historischen Überblick folgt, basierend auf dem abgesteckten theoretischen Rahmen, die eigentliche Analyse des Quellentextes. Eingeleitet wird die Analyse durch eine Herausarbeitung des „Eigenen“ in dem Quellentext, da nur durch die Identifizierung einer „Wir-Gruppe“ eine Untersuchung des Fremden erfolgen kann. Analog dazu wird in der Folge mit Cosmas und seiner Chronik verfahren. Mit dieser separaten Behandlung der Chronisten gelingt es A., die für jeden der beiden Autoren spezifischen Wahrnehmungen zu erfassen.

Die Ergebnisse der beiden Hauptteile werden anschließend in einem vergleichenden und konzisen Fazit in Beziehung zueinander gestellt. Die Vf. stellt Ähnlichkeiten und Unterschiede in den jeweiligen Vorstellungen von Fremden fest und resümiert diese vor dem Hintergrund der bisherigen Forschung. Dabei versäumt sie nicht, auch die Gründe für die Unterschiede (z. B. Motivationen und Überzeugungen) in der Darstellung von Fremden in der jeweiligen Chronik aufzuführen.

Bilanzierend stellt A. fest, dass die überwiegende Mehrheit der Abgrenzungen von Fremden in den beiden Werken der Kategorie „nicht zu der eigenen Gruppe gehörend“ zuzurechnen sind. Abgrenzungen in Bezug auf die drei übrigen Bedeutungen von „Fremde“ sind hingegen nur selten vertreten.

In einem dem Anhang vorangestellten und außerhalb der Teilkapitel der Arbeit stehenden 13-seitigen „Appendix“ beschreibt die Vf. abschließend noch einmal ihre methodischen Grundlagen und nimmt eine Einordnung ihres Vorgehens in die geschichtswissenschaftlichen Diskussionen vor.

Ein 20-seitiges Quellen- und Literaturverzeichnis rundet das Werk ab. Vergebens sucht der Leser hingegen nach irgendeiner Art von Register, das die Arbeit mit diesem ansonsten durchaus gelungenen Werk um einiges erleichtern würde.

Auch wenn beim Studium dieser Arbeit der Eindruck entsteht, dass sich die Vf. mit Gallus und seiner Chronik etwas besser auskennt als mit dem Prager Domdechanten, kann ihre Arbeit dennoch als wegweisend angesehen werden. Sich auf eine breite Forschungsliteratur stützend und mit einem durchaus ansprechenden theoretischen Modell operierend, das durch die Zuhilfenahme der begriffsgeschichtlichen Methode ergänzt wird, gelingt es ihr, das Phänomen der Fremdheit und der Abgrenzung in den beiden Chroniken plausibel aufzuzeigen. Auch werden die unterschiedlichen Formen der Identitätsbestimmung und -verankerung durch Abgrenzung und Nähe zu anderen Gruppen sichtbar. Die Vf. vermag dadurch einige Desiderate der Fremdheitsforschung ein Stück weit zu schließen und „einen wertvollen Beitrag zur Fremdheitsforschung generell zu leisten“ (S. 299).

Münster

Martin Koschny

Interregna im mittelalterlichen Europa. Konkurrierende Kräfte in politischen Zwischenräumen. Hrsg. von Norbert Kersken und Stefan Tebruck. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 38.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2020. 291 S. ISBN 978-3-87969-434-1. (€ 45,-.)

Der vorliegende Band hat sich das umfassende und ambitionierte Ziel gesetzt, Unterbrechungen königlicher, päpstlicher und auch bischöflicher Herrschaft im 12.–15. Jh. vergleichend zu untersuchen und dabei neben den historischen Erscheinungsformen und Dynamiken auch die Brauchbarkeit des Begriffs „Interregnum“ für die Analyse zu prüfen. Das Anliegen und die Perspektive verdienen Aufmerksamkeit. Nicht nur die aktuelle zeitgenössische Erfahrung sollte unser Interesse an Phasen schwacher oder – wie Thomas Zotz es in seinem einführenden Beitrag zu Interregna in Ostmitteleuropa insgesamt formuliert – prekärer Herrschaft befördern. Die Vorliebe, die die historische Forschung über lange Zeit für vermeintlich starke Herrscherfiguren gezeigt hat, findet sich ja auch schon in den Rückblicken zeitgenössischer Chronisten auf die Ereignisse des hohen und späten Mittelalters. Ein Perspektivenwechsel eröffnet durchaus neue Forschungsfelder. Die vorliegenden Beiträge wurden auf einer einschlägigen Tagung zur Ostmitteleuropaforschung vorgetragen, und die Organisatoren und Hrsg. hatten bei der Planung eine mögliche Typisierung verschiedener europäischer Interregna im Sinn, um „strukturelle Elemente dieser herrscherlosen Zwischenräume“ (S. 10) in vergleichender Analyse herauszuarbeiten. Dafür haben die Hrsg. einen Katalog von 7 Fragen formuliert, zusammengefasst unter den drei Stichworten „Akteure“, „Praktiken“, „Wahrnehmungen“.

Die Einleitung formuliert die Erwartung, dass die Beiträge diesen Fragen für jede Interregnumskonstellation einzeln nachgehen. Man ahnt, dass es schwierig sein könnte, dies umzusetzen. Die Beiträge umfassen ein weites Spektrum: das Königtum Wilhelms von Holland (Ingrid Würth), das österreichische Interregnum (Roman Zehetmayer) und einen Dynastiewechsel in Pommerellen (Norbert Kersken) im 13. Jh., die brandenburgische Herrschervakanz (Mario Müller), den Dynastiewechsel in Böhmen (Martin Wihoda) und Ungarn (Julia Burkhardt) im frühen 14. Jh., die kurzen Interregna im Vorfeld und Umfeld des Hundertjährigen Krieges in Frankreich (Gisela Naegle), das Königreich Polen in zwei Herrschaftskrisen: am Ende des 14. Jh. (1370–1382: Andrzej Marzec) und in der Mitte des 15. Jh. (1444–1447: Paul Srodecki) sowie ein vergleichender Blick auf geistliche Sedisvakanten im Papsttum des 13. und 14. Jh. (Andreas Fischer) und in der Diözese Würzburg 1122/26–1128 (Stefan Petersen). Ausdrücklich halten die Hrsg. fest, dass sie mit der Auswahl keine Vollständigkeit anstreben, und das wird man jedem, der sich auf das Wagnis vergleichender Untersuchungen einlässt, auch zugestehen.

Wenn man an sehr unterschiedliche Untersuchungsfelder eine Reihe von Fragen richtet, dann ist es kaum zu vermeiden, dass die Ergebnisse mit einem Blick nur schwer zu erfassen sind. Die Expertinnen und Experten bieten gedrängte, kenntnisreiche Zusammenfassungen der jeweiligen Herrschaftskrisen oder -lücken. Einige Beiträge (besonders seien

hier Naegle und Burkhardt genannt) verbinden mit einer klaren Darstellung die Entwicklung systematischer Fragestellungen, andere setzen im Grunde die Kenntnis des erörterten Geschehens voraus. Manche Beiträge (etwa Fischer) bauen auf einer breiten Forschungsbasis auf, andere zeigen sich der neueren Forschung gegenüber erstaunlich widerstandsfähig.

Sicherlich ist es sinnvoll, die eher klassische Vorstellung von einem machtlosen König des Interregnums wie Wilhelm von Holland einer kritischen Revision zu unterziehen, wie es Würth tut. Nicht jede Einschätzung einer stauferfreundlichen Königs- und Kaiserhistoriografie muss man fortschreiben. Aber wenn man sich stattdessen auf einen Wilhelm gegenüber freundlich gesinnten Chronisten stützt, andere kritischere, aber gut informierte Zeitgenossen oder auch Urkunden nicht heranzieht, dann entsteht zwar ein freundlicheres Bild dieses jungen Königs, aber eine Wirkungsgeschichte wird daraus nicht. Es gehörte auch dazu, erst einmal die Handlungsmöglichkeiten des zunächst nur mit starker päpstlicher Förderung auf den Thron gelangten Königs auszumessen, der nach dem Ende der Stauferherrschaft nicht lange genug am Leben blieb, um sich zu bewähren. So verbinden Naegle und Burkhardt ihre dichten Analysen mit systematischen Perspektiven, wenn etwa Burkhardt „Politik als einen Handlungsraum“ ansieht, „in dem verschiedene Akteure um die Herstellung und Durchsetzung von Entscheidungen, aber auch um deren Kommunikation und Darstellung ringen“ (S. 155), oder wenn Naegle die Folgen der kleinen Interregna nach den Toden der französischen Könige als „Alternativen und mögliche Chancen“ (S. 152) politischer Entwicklung herausarbeitet und so der tatsächlichen Entwicklung ein deutlicheres Profil verleiht.

Eine solche Annäherung an die Geschichte von Herrschaftsunterbrechungen als ein Blick auf die *roads not taken* ist aus einer Vergleichsperspektive ergiebiger als eine dichte ereignisgeschichtliche Erzählung eines Herrschaftswechsels, der über so viele Eigenheiten verfügt, dass sich seine Geschichte nur sehr eingeschränkt übertragen oder vergleichen lässt. Marzec und Srodecki skizzieren die polnischen Herrschaftskrisen klar und verständlich, bieten aber in ihren Skizzen im Grunde nur wenige Anknüpfungspunkte für einen Vergleich, der über den Einzelfall hinausweist. Hier zeigt sich das Problem der Auswahl dieser Herrschaftszwischenräume. Sie ist zu wenig fokussiert. Die Vorgabe der Fragestellung reicht nicht aus, wenn statt einer Frage sieben Fragen gestellt werden. Es ist nicht überraschend, dass sich im Grunde nur ein Autor (Zehetmayer) dezidiert auf dieses Frage-raster einlässt. So entsteht eine kenntnisreiche, jedoch weitgehend unverbundene Sammlung von Einzelpäsentationen, aber das Gesamtbild erhält keine Tiefenschärfe. Fischers Beitrag über die Sedisvakanz an der päpstlichen Kurie arbeitet Strukturelemente im Wahlverfahren der Kardinäle heraus, die in den Zeiten ohne Papst wichtige Entscheidungen treffen mussten. Er akzentuiert, wie die Sedisvakanz als Katalysatoren für die verbindliche Formulierung von Wahlverfahren wirkten und dabei ein „reduktionistischer Zug“ (S. 237) bei der Auswahl der Wähler erkennbar wird.

In diesem Zusammenhang würde sich eine vergleichende Diskussion mit dem fast gleichzeitig bestehenden deutschen Interregnum durchaus anbieten, wo sich bei den Kurfürsten ähnliche Tendenzen abzeichneten. Dazu kommt es in dem vorliegenden Band jedoch nicht, weil die Beobachtungen hinter der Fülle der Einzelfälle zurücktreten (die Diskussion der Tagung ist nicht dokumentiert). Entsprechend bietet auch die Zusammenfassung eher eine knappe Nacherzählung als eine Konturierung neuer Perspektiven. Anderes ist auch angesichts des Spektrums der Beiträge kaum möglich. Hier wäre eine gewisse Typisierung und Fokussierung der Herrschaftszwischenräume bereits vor dem Vergleich sinnvoll gewesen. Nicht aus jedem Zwischenraum lässt sich ein großes Haus erbauen.

Augsburg

Martin Kaufhold

Transottomanica – Osteuropäisch-osmanisch-persische Mobilitätsdynamiken. Perspektiven und Forschungsstand. Hrsg. von Stefan Rohdewald, Stephan Conermann und Albrecht Fuess. (Transottomanica, Bd. 1.) V&R Unipress. Göttingen 2019. 279 S., 11 Ill. ISBN 978-3-8471-0886-3 (€ 40,-); eISBN 978-3-7370-0886-0 (Open Access unter <https://doi.org/10.14220/9783737008860>).

Der vorliegende Band ist der erste von inzwischen fünf Publikationen¹ der gleichnamigen Reihe, welche die Erkenntnisse des DFG-Schwerpunktprogramms „SPP 1981“² bündelt und publik macht. Die Forschungsfragen und Herangehensweisen dieses Projekts werden in den Inhalten und in der Struktur des Buches konsequent umgesetzt und durch sie wiederum verdeutlicht.

Ziel des Sammelbands ist es, eine interaktionsgeschichtliche Perspektive auf Wechselbeziehungen und Migrationen im avisierten geografischen Raum zwischen dem frühen 16. und frühen 20. Jh. aufzuzeigen. Hierbei wird das Osmanische Reich einerseits als zentraler Dreh- und Angelpunkt für die zu untersuchenden Phänomene verstanden. Andererseits reichen die dargestellten Verflechtungen, Interaktionen und Mobilitäten zugleich über das Osmanische Reich hinaus – daher der Begriff *trans-osmanisch*. Die Untersuchungen widmen sich Aspekten von Reisenden, Wissen, Handel und Waren, wobei in Abgrenzung zu Ansätzen der *area studies* nicht die Konstruktion einer geografischen Einheit im Fokus steht, sondern vielmehr von geografischen Kontexten als bestimmendem Merkmal zugunsten der Konzentration auf Interaktionen zwischen verschiedenen Herrschaftsgebieten und Akteuren abgerückt wird.

Der Band soll Diskussionen anregen, und dieser Funktion wird dadurch Rechnung getragen, dass seine Teile in unterschiedlicher Weise die Grundlagen der oben beschriebenen Forschungsfrage erarbeiten. Einem knappen Vorwort, das die Prämissen des SPP benennt, folgen zwei Geleitworte, die einen Rückblick auf vorangegangene Herangehensweisen in der Forschung und Förderung bieten und sich einer Einordnung der neuen Perspektive unter Gesichtspunkten des Eurozentrismus widmen. Der darauf folgende erste Hauptteil „Methodische und theoretische Zugänge“ legt in vier Kapiteln die methodologischen und konzeptuellen Grundlagen des Projektes dar. Der zweite Hauptabschnitt „Forschungsstand / Kommentierte Bibliographie“ wiederum bietet einen umfangreichen Überblick über den Forschungsstand zu Akteuren, Wissen und Waren einerseits und unterschiedlichen geografischen Konstellationen andererseits (Polen-Litauen, Moskau-St. Petersburg-Osmanisches Reich sowie persisch-indisch-osmanische, osmanisch-arabisch-indische und persisch-russische Verbindungen). Abgerundet wird die Zusammenstellung durch zwei kartografische Anhänge sowie eine Auswahlbibliografie und Namens-, Orts- und Sachregister. Diese Anhänge bieten eine wertvolle Ergänzung zu den anderen Teilen des Buches, da sie der/dem Lesenden teils nachnutzbares kartografisches Material zum Verständnis des behandelten geografischen Raumes an die Hand geben und einen thematisch fokussierten Einstieg in die Materie mit Blick auf unterschiedliche geografische Kontexte erlauben. Zwar würde die Transkription einzelner Namen und Begrifflichkeiten je nach fachlichem Hintergrund der/des Lesenden ggf. anders ausfallen als angegeben. Jedoch zeigt sich hierin auf formaler Ebene die interdisziplinäre Facette des SSP, die sich auch in den oben genannten geografischen Konstellationen widerspiegelt.

¹ Bd. 2: EVELIN DIERAUFF: Translating Late Ottoman Modernity in Palestine. Debates on Ethno-confessional Relations and Identity in the Arab Palestinian Newspaper „Filastīn“ (1911–1914), Göttingen 2020. Die Bände 3–5 sind für 2021 angekündigt: Transottoman Biographies, 16th to 20th c.; Transottoman Matters. Objects Moving through Time, Space, and Meaning; Knowledge on the Move in a Transottoman Perspective. Dynamics of Intellectual Exchange from the Fifteenth to the Early Twentieth Century, <https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/geschichte/osteuropaeische-geschichte/14840/transottomanica#> (03.11.2020).

² <http://www.transottomanica.de/> (03.11.2020).

Die einzelnen Beiträge sind fundiert und informativ, gut strukturiert, in stilistischer Hinsicht angenehm zu lesen sowie sorgfältig redigiert und fügen sich in der oben beschriebenen Weise zu einem konsistenten, gut durchdachten Gesamtbild zusammen. Jedoch bedingt der Umstand, dass die Reihe auf dem SSP fußt und ihn als Ausgangspunkt nimmt, zwei Eigenarten des Buches, die seine Zielgruppe definieren und zugleich einschränken. Bereits der erste Beitrag zum Geleit (die Verschriftlichung der Laudatio zur Einrichtung des SSP, ein kreatives Format zur Eröffnung eines Sammelbandes) verdeutlicht, dass der Band an eine Zielgruppe adressiert scheint, die mit der fachlichen Vorgeschichte des Projekts sowie der Forschung und Förderungspraxis der DFG in diesem Fachbereich bereits hinlänglich vertraut ist. Wenngleich die Quellenangaben und die kommentierten Bibliografien eine umfangreiche Rück- und Rundumschau auf relevante Forschungsliteratur bieten, bewegen sich die Beiträge dennoch in gewisser Weise auf einer Metaebene: Zum einen rufen die Reflektionen vorangegangener Forschungsförderungsprogramme in verschiedenen Beiträgen der/dem Lesenden Kontext und Zielsetzung des Bandes, nämlich die programmatische Eröffnung eines neuen Forschungsansatzes, wiederholt in Erinnerung. Zum anderen machen der inhärente Übersichtscharakter der einzelnen Beiträge und die mit der Zielsetzung des Bandes einhergehende Abgrenzung zu vorherigen Forschungsperspektiven die Inhalte für weniger mit der Materie vertraute Lesende teils nur bedingt zugänglich.

Der SSP (und damit auch der vorliegende Band) verfolgen das Ziel, eine neue Forschungsperspektive zu eröffnen und zu etablieren. Angesichts dessen hätte der Band von einem ausführlicheren einführenden Kapitel profitiert, in dem die Prämissen, Konzepte und geografischen Konstellationen umrissen und die folgenden Kapitel miteinander analytisch in Bezug gesetzt werden, bevor es *in medias res* geht. Das hätte einen Rahmen für die verschiedenen Beiträge geboten und die Materie bzw. die mit ihr verbundene Forschungsperspektive auch für andere Zielgruppen, insbesondere Studierende, besser zugänglich gemacht. Gleichmaßen wäre eine Zusammenführung der Beiträge in einem abschließenden Fazit nützlich gewesen, um deren Erkenntnisse zu bündeln. Da es sich bei der vorliegenden Publikation um den ersten Band einer Reihe handelt, könnte dies jedoch auch zu einem späteren Zeitpunkt (im letzten Band als Gesamtschau aller Beiträge?) erfolgen.

Insgesamt ist der Sammelband wohlstrukturiert und bietet einen umfangreichen Überblick über eine komplexe und vielfältige Materie. Auf die folgenden Publikationen und die darin präsentierten Forschungsergebnisse darf man gespannt sein!

Bochum

Vivian Strotmann

David Biale, David Assaf, Benjamin Brown, Uriel Gellman, Samuel C. Heilman, Moshe Rosman, Gadi Sagiv, Marcin Wodziński: Hasidism. A New History. With an Afterword by Arthur Green. Princeton University Press. Princeton – Oxford 2018. 875 S. ISBN 978-0-691-17515-7. (\$ 45,-.)

Das Titelblatt dieses fast 900 Seiten starken Bandes weist neun Autoren aus. Und tatsächlich, ohne einen solchen internationalen Kreis führender Experten auf dem Feld der Chassidismus-Forschung, in dem ideen-, sozialhistorische und soziologische Expertise vereint sind, hätte diese enorme wissenschaftliche Leistung kaum erbracht werden können. Die Studie, die in einem mehrere Jahre andauernden kollaborativen Arbeitsprozess verfasst wurde, behandelt die Geschichte des osteuropäischen Chassidismus von seinen Anfängen bis in die Gegenwart. Da die letzten drei Dekaden ausgesprochen viele neue Erkenntnisse zum Thema „Chassidismus“ brachten, wurde eine diese Ergebnisse zusammenführende und in ein neues Erklärungsmuster transformierende Publikation nötig. Der Band *Hasidism. A New History* erfüllt alle Funktionen einer solchen Publikation. Seine Autoren bilanzieren in synthetisch-analytischer Weise die Forschungsergebnisse der zurückliegenden 100 Jahre, hinterfragen dabei die immer noch einflussreichen älteren Narrative und zeigen neue Interpretationswege auf.

Der Band hat modellhaften Charakter. Er definiert *qua exemplum* die höchsten Standards einer interdisziplinären Wissenschaftspraxis, deren in Breite und Tiefe beeindruckendes Ergebnis die multiperspektivische Darstellung eines äußerst komplexen sozialen Phänomens ist. Die Autoren erzählen, wissenschaftlich höchst fundiert und trotzdem allgemeinverständlich, die faszinierende Geschichte einer der zentralen religiösen Bewegungen in der Geschichte Europas. Es handelt sich um eine Geschichte, die nicht nur den Chassidismus zum Gegenstand hat, sondern deren Kenntnis auch essenziell zu unserem Verständnis der Modernisierungsprozesse und des interreligiösen Erbes des europäischen Kontinentes beiträgt und die es erlaubt, interkulturelle Kontaktzonen zu erschließen – dieses an einem höchst lehrreichen Beispiel, von dem die historische Ost- und Mitteleuropa-Forschung grundlegend lernen kann.

Der Chassidismus, der im 18. Jh. in den Grenzen des Unionstaates Polen-Litauen entstand, hatte seine Wurzeln in älteren jüdischen Frömmigkeitstraditionen. Diese religiöse Erneuerungsbewegung innerhalb des Judentums, deren Gründer gemäß der innerchassidischen Historiografie der Amulettenschreiber und Heiler Israel ben Eliezer (um 1700–1760) sein soll, schöpfte aus dem reichen mystischen Ideenbestand des Judentums. Baal Schem Tov (hebr. für „Herr des guten Namens“), wie der legendäre Vater des Chassidismus genannt wurde, versammelte in Międzybóž (Podolien) einen elitären Zirkel von Gleichgesinnten um sich, aus dem sich die zweite und dritte Generation der chassidischen Meister rekrutierte.

Mit der Verbreitung des Chassidismus in weiten Teilen Ost-, Mittel- und Südosteuropas entstand im Laufe des 19. Jh. eines der zentralen Massenphänomene, welches die osteuropäisch-jüdische Lebenswelt entscheidend prägte. Diese Prägung umfasste solch unterschiedliche Elemente wie: das religiöse Ideal der Freude; ein ekstatisches Erlebnissprofil, das sich in eigenen Tanz- und Gesangspraktiken äußerte; einen neuen Typus der religiösen Führung in Gestalt des Zaddiks als Vermittler zwischen der himmlischen Sphäre und den alltäglichen und spirituellen Sorgen der Chassidim und schließlich den zwischen dem Hof des Zaddiks, dem jüdisch geprägten Marktstädtchen (Schtetl) und dem Gebetshaus (Schtibl) aufgespannten Raum, in dem sich das Leben des durchschnittlichen Chassids abspielte. Mit der Schoah schien das Ende dieser Welt besiegelt zu sein. Die Ermordung des Großteils der chassidischen Gemeinschaft und die weitestgehende Zerstörung der materiellen und sozialen Infrastruktur der Bewegung ließen keine Hoffnung auf einen Neuanfang zu. Doch wider jede Wahrscheinlichkeit formierte sich der Chassidismus nach 1945 in Israel und in den USA neu; seine Wiederbelebung nach der Tragödie des Zweiten Weltkriegs führte zu einer zweiten unerwarteten Blüte der Bewegung.

Der vorliegende Band, in dem diese hier in wenigen Sätzen umrissene Geschichte – wo es möglich ist – bis in unsere Gegenwart verfolgt wird, ist in vielerlei Hinsicht das Ergebnis einer kritischen Auseinandersetzung seiner Autoren mit der Arbeit des russisch-jüdischen Historikers Simon Dubnow (1860–1941). Anfang der 1930er Jahre publizierte Dubnow in Hebräisch und Deutsch seine zweibändige *Geschichte des Chassidismus*, die bis zum Erscheinen der hier besprochenen Studie die einzige großangelegte historiografische Synthese des Chassidismus blieb. Das Narrativ, das von Dubnow und anderen Historikern wie Ben-Zion Dinur (1884–1973) und Raphael Mahler (1899–1977) begründet wurde, sowie die Versuche Gershom Scholems (1897–1982) und Martin Bubers (1878–1965), die spirituellen und intellektuellen Gehalte des Chassidismus zu erschließen, weisen die Autoren für ihre Darstellung als „the crucial backdrop“ aus, „crucial because the counter-narrative that we will present challenges many of its assumptions and conclusions“ (S. 6). Die Art und Weise, wie die Autoren die älteren Interpretationen herausfordern, begründet die im Titel des Buches programmatisch formulierte Spezifizierung der eigenen Erzählung als „new“.

Aus mehreren Gründen erscheint das Attribut „neu“ in Bezug auf diese Arbeit legitim. Zum einen vollziehen die Autoren innerhalb der wissenschaftlichen Erschließung des Chassidismus die kulturwissenschaftliche Wende, indem sie die in der Forschung immer

noch aktuelle elitäre Fokussierung auf einzelne chassidische Meister und ihre Gedankenwelten hinter sich lassen, um in einem Balanceakt zwischen ideengeschichtlicher und soziologischer Perspektivierung die sozialen, ökonomischen, demografischen, geografischen, institutionellen und ideellen Aspekte des chassidischen Lebens anhand eines erweiterten Quellenkorpus zu beleuchten. Dabei werden nicht nur die einzelnen chassidischen Meister und die von ihnen etablierten Varianten des Chassidismus dargestellt, sondern auch das chassidische Ethos, die Rituale und die sozialen Institutionen, in deren Wirkungsbereich sich das Leben eines durchschnittlichen Chassids abspielte, sowie seine Beziehungen zu anderen Juden und zu Nicht-Juden.

Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen diesem Band und den teilweise immer noch geteilten Sichtweisen aus der klassischen Phase der Erforschung des Chassidismus ist eine Neueinschätzung der chassidischen Chronologie. Im Gegensatz zu Dubnow, demzufolge die Geschichte des Chassidismus nach der dritten Generation der chassidischen Meister einen allmählichen Niedergang der ‚ursprünglichen Ideen‘ der Bewegung darstellte, definieren die Autoren die Periode von 1815 bis 1914 als *Golden Age* des Chassidismus. In dieser Zeit, wie sie überzeugend darlegen, verwandelte sich das zu Beginn randständige, mystisch-elitäre Phänomen in eine Massenbewegung. Auch wenn sich diese Transformation bereits im 18. Jh. abzeichnete, erlebte der Chassidismus gerade im darauffolgenden Jahrhundert ein enormes demografisches Wachstum und verbreitete sich explosionsartig in weiten Teilen des europäischen Kontinentes. „Almost everything one associates with classic forms of Hasidism came to maturity in that century: courts with all their rituals and cultural expressions, the tsaddikim and their various forms of leadership, different types of dynastic inheritance, the diversification of Hasidic ethos and teaching, extension of geographical boundaries, new genres of Hasidic literature, and new modes of political engagement“ (S. 259).

Ein weiterer für die Darstellung des Chassidismus gleichsam entscheidender Punkt ist die Frage nach seinen Ursachen. Die Autoren widersprechen der einflussreichen Annahme, nach der die Bewegung aus einer unterschiedlich definierten Krise des damaligen osteuropäischen Judentums resultierte – eine These, die sich in erster Linie auf zwei Ereignisse aus dem 17. Jh. bezieht: die Zerstörung der jüdischen Gemeinden während des Kosakenaufstands unter Bohdan Chmel’nyč’kyj (1595–1657) und die messianische Bewegung um den falschen Messias Schabbatai Zwi (1626–1676), fortgesetzt durch seine Nachfolger im 18. Jh. Entgegen den Versuchen, den Chassidismus als ein Krisenphänomen verständlich zu machen, sehen die Autoren darin „a product and a form of modernity, both as a movement of opposition to the secular world and as a religious and social phenomenon never seen before in Jewish history“ (S. 261). Im Prozess des Antwortens auf seine Gegner entwickelte sich der Chassidismus zu einem „bulwark against modernity, a force of conservatism“ (ebenda). Dieser Antimodernismus müsse selbst, so die Pointe, als modern verstanden werden: „[S]tarting in the nineteenth century and continuing to today, Hasidism’s very identity is wrapped up in its struggle against modern, secular culture and derives much of its identity from that struggle. It is this dialectical entanglement with its secular opponent that defines Hasidism as a modern movement. We might say that Hasidism throughout its two-and-a-half-century history represents a case of ‚modernization without secularization‘“ (S. 11).

In ihrer umfassenden Kulturgeschichte des Chassidismus verabschieden sich die Autoren von der Vorstellung, es gäbe eine Grundidee dieses Phänomens, die für alle seine Varianten in gleicher Weise gälte. Wie sie ausführen, vereinte und vereint der Chassidismus unterschiedliche, teilweise kontradiktorische Elemente, etwa die Idee der absoluten Immanenz Gottes neben der Betonung der göttlichen Transzendenz, die Gesetzestreue neben antinomischen Impulsen, asketische und antiasketische wie messianische und antimessianische Tendenzen. „Not one, but the full range of these ideas must count as constituting Hasidism“ (S. 6). In dieser antiessenzialistischen Perspektive liegt das große Verdienst der

Arbeit, weil sie damit den Blick auf die diverse und höchst plurale ‚Natur‘ des Chassidismus freigibt.

Hasidism. A New History gehört zu jenen Publikationen, die nicht nur die Spezialforschung innerhalb eines partikularen Bereichs vorantreibt, sondern diesen Bereich erst für andere Disziplinen aufschließt, indem sie seine Relevanz für umfassende Fragestellungen deutlich macht. Aus diesem Grund ist die Lektüre nicht nur denjenigen mit Nachdruck zu empfehlen, die das Judentum erforschen. Für synchrones und diachrones Verständnis der modernen Geschichte Ost- und Mitteleuropas ist das Thema des Chassidismus essenziell. So kann man nur hoffen, dass dieses Buch möglichst viele Leser:innen auch außerhalb des Faches „Jüdische Geschichte“ findet. Man wünscht sich, dass keine historische Forschungspraxis zum ost- und mitteleuropäischen Raum künftig hinter die methodologische Sensibilität und den Wissensstand zurückfällt, die in diesem Band umgesetzt und erarbeitet wurden.

Potsdam

Grażyna Jurewicz

Joanna Nalewajko-Kulikow: A Citizen of Yiddishland. Dovid Sfard and the Jewish Communist Milieu in Poland. (Studies in Jewish History and Memory, Bd. 13.) Peter Lang, Berlin u. a. 2020. 369 S., Ill. ISBN 978-3-631-80387-5. (€ 58,90.)

Joanna Nalewajko-Kulikows biografische Studie beschreibt das Leben eines sprachlich außerordentlich Begabten: Dovid Sfard (1903 oder 1905–1981) erlernte als Kind Hebräisch und Jiddisch im Elternhaus, Russisch als offizielle Landessprache, Polnisch als Unterrichtssprache seines Gymnasiums und später als Student der Freien Polnischen Universität (Wolna Wszechnica Polska) in Warschau sowie Französisch als Sprache seines zweiten Studienortes Nancy, wo er mit einer Dissertation über den Philosophen Georg Friedrich Wilhelm Hegel promoviert wurde.¹

Seine größten Leistungen sind aber mit dem Jiddischen verbunden. Sfard war eine der letzten großen Gestalten der osteuropäischen jiddischen Literatur. Noch vor einhundert Jahren war Jiddisch eine aufstrebende, lebendige Sprache. Mehrere Millionen Menschen redeten, lasen und schrieben auf Jiddisch, welches das Hauptverständigungsmittel der jüdischen Bevölkerung in Osteuropa war. Unter der nationalsozialistischen Herrschaft fielen die allermeisten derjenigen, die sich dieser Sprache im alltäglichen Umgang bedienten, dem Judenmord zum Opfer.

Sfards bewegtem Leben widmet sich die Vf. in ihrer – exemplarisch zu verstehenden – Biografie. Die Studie entstand als Dissertation an der Universität Warschau und erschien dort schon 2009 in polnischer Sprache unter dem Titel *Obywatel Jidyszlandu. Rzecz o żydowskich komunistach w Polsce* (Ein Bürger von Jiddischland. Über die jüdischen Kommunisten in Polen). Die Nachforschungen erwiesen sich als schwierig. Während das meiste von dem, was Sfard publiziert hat, noch gegenwärtig greifbar ist, erwies sich der Großteil seines Nachlasses als nicht mehr auffindbar (S. 21). Ehe es dazu kam, sorgte nach dem Tod des Schriftstellers seine Witwe Regina Dreyer-Sfard dafür, dass Sfards nicht beendete Autobiografie postum veröffentlicht wurde.² Diese Erinnerungen sind N.-K.s Hauptquelle für die Lebensbeschreibung. Sie ist bemüht, allfällige Lücken durch Heranziehung der übrigen Archivmaterialien, Auskünfte von Sfards Nachfahren und seinen Zeitgenossen sowie bei Forschungsaufenthalten in Russland und in Israel zu kompensieren.

Aus dem polnisch-ukrainischen Wolhynien gebürtig, wuchs Sfard als Sohn eines Rabbi heran. Die traditionelle ostjüdische Welt endete im Ersten Weltkrieg, Sfards Familie war für eine Zeit lang nach Bełżyce bei Lublin vertrieben worden. Noch als Gymnasiast in Luzk schrieb und veröffentlichte er frühe Gedichte und Prosa in seinen beiden jüdischen Muttersprachen. Von 1924 an war er zum Studium der Philosophie in Warschau. Zugleich

¹ DAVID SFARD: Du rôle de l'idée de contradiction chez Hegel, Nancy 1931.

² IDEM: Mit zikh un mit andere. Oytobiografye un literarishe eseyen, Jerusalem 1984.

profilierte er sich als politischer und Kulturfunktionär: „he revealed himself [...] to be an organizer, a planner, a person who got things done“ (S. 48). Nach seiner Rückkehr aus Frankreich gehörte er zu jenen, welche Polen die kommunistische Herrschaft bringen wollten. 1933 schloss er sich der illegalen Kommunistischen Partei Polens (KPP) an. Im Jüdischen Schriftstellerverband war der Dichter als Vertreter seiner Partei tätig. Aufsehen erregte damals seine Novelle *Vegn tsegeyen zikh* (Am Scheideweg), die ideologische Auseinandersetzungen vor dem Hintergrund sozialer Ungerechtigkeit in einer Kleinstadt im Osten der Zweiten Polnischen Republik schildert.

Schwierig waren die letzten Jahre vor Beginn des Zweiten Weltkriegs. Die krisenanfällige KPP litt besonders unter Stalins Maßnahmen in Bezug auf die kommunistischen Parteigänger außerhalb der Sowjetunion, und als sie 1938 durch die Komintern aufgelöst wurde, ließ dies die Genossen orientierungslos zurück. Sfarid ging in den Untergrund. Im Warschauer Vorort Otwock lebte er mit seiner Frau und, nachdem sein Vater 1936 gestorben war, der verwitweten Mutter; sie fielen später beide der nationalsozialistischen Judenverfolgung zum Opfer. Sfarid überlebte dank seiner zeitigen Flucht nach Białystok, das unter sowjetische Herrschaft gelangte. Von Ende 1939 bis 1946 lebte er in der Sowjetunion.

N.-K.s Biografie ist in sieben Kapitel gegliedert. Nach einem Blick auf Sfarids Kindheit und Jugend im zarischen Russland und seine Jugend zwischen Sozialismus und Zionismus schildert sie dessen Anstrengungen, entgegen allen Widrigkeiten die jüdische Bevölkerung für das kommunistische Projekt zu gewinnen. Im dritten Kapitel geht es um Sfarids erste sowjetische Jahre als von der Propaganda vereinnahmter Journalist: Zwei Jahre arbeitete er mit einigen gleichgesinnten Flüchtlingen in Białystok für die jiddischsprachige Zeitung *Bialishtoker Shtern*. Im folgenden Abschnitt bildet die Erfahrung der Kriegsjahre, die er von 1941 an in Kasachstan verbrachte, den Schwerpunkt. Eine herausgehobene politische Funktion übernahm Sfarid 1944, als sowjetische Stellen ihn dem Präsidium des polnischen Nationalkomitees – dem Verband Polnischer Patrioten – in Moskau zuordneten. Außerdem hatte er das Organisationskomitee der polnischen Juden unter sich und setzte sich für die „Repatriierung“ der in die Sowjetunion geflüchteten polnisch-jüdischen Bevölkerung ein. Er trat in die wiederbelebte KPP, die Polnische Arbeiterpartei (PPR), ein.

Im November 1946 nach Polen zurückgekehrt, war ihm klar, dass er sich weiter unter seinen jüdischen Landsleuten betätigen und deren Interessen vertreten wollte. Er schloss sich dem Zentralkomitee der Polnischen Juden (Centralny Komitet Żydów Polskich) an und übernahm führende Positionen in Vereinigungen jiddisch Schreibender. Im folgenden sechsten Kapitel schildert die Vf. Sfarids neue Tätigkeitsbereiche: Von 1950 an gehörte er dem Vorstand der bedeutendsten jüdischen Vereinigung des Landes, der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Juden in Polen, an und befasste sich als Leiter des Warschauer Verlags Idysz Buch (Yidish-bukh) mit der Herausgabe jiddischer Bücher. Sfarids Bemühungen, in den 1950er Jahren eine „beispielhafte Lösung für das jüdische Problem“ herbeizuführen (S. 207), scheiterten letztlich. Die Distanzierung vom Kommunismus erfolgte, wie im letzten Kapitel deutlich wird, aufgrund der antisemitischen Kampagne von 1968. Sein Sohn, der spätere Mathematiker Leon Sfarid, war mit anderen kritischen Studierenden zur Zielscheibe der Staatspropaganda geworden und einige Wochen inhaftiert.

Sfarid ließ sich mit seiner Familie in Jerusalem nieder, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte, weitere Gedichtbände und literaturkritische Arbeiten veröffentlichte. Der 1981 neunjährige Enkel Michael ist mit seinem späteren Einsatz für die juristische Gleichberechtigung aller in Israel und den besetzten Gebieten Lebenden gewissermaßen in die Fußstapfen des jungen Dovid Sfarid getreten; er gilt heute laut *The New York Times* als „the left's leading lawyer in Israel“.³

Zu korrigieren ist die Ansicht der Vf., Sfarid habe an der Universität Nancy studiert, weil diese im deutschsprachigen Elsass gelegen sei (S. 56). Fraglich erscheint, ob in der

³ JODI RUDOREN: A Champion for the Displaced in Israel, in: *The New York Times* vom 27.07.2012.

Stadt und dem Departement tatsächlich keine Polizeiberichte oder Meldeunterlagen überliefert sind, die über das, was Sfarid in seinen Erinnerungen mitteilt, hinausgehen.⁴ Etwas ratlos steht der Leser vor den unterschiedlichen Angaben zu Sfarids Geburtsjahr und -ort, zu deren Klärung die Studie leider keinen Beitrag leistet (S. 32). N.-K. stieß auf Hinweise, dass Rachel Auerbach (1903–1976), die zu den bedeutendsten frühen Holocaust-Forscherinnen gehört, 1946 einen Offenen Brief formulierte, mit dem sie sich an die Öffentlichkeit wenden wollte. Er befasste sich kritisch mit der Haltung der polnischen Gesellschaft gegenüber den Überlebenden des Judenmords. Obgleich er unter den damaligen Verhältnissen am Ende nicht publiziert wurde, wäre es wichtig, Genaueres über den Inhalt zu erfahren, doch ließ er sich ebenso wenig auffinden (S. 187) wie Sfarids erster Gedichtband von 1928.

Von 1946 an war Sfarid, wie Gennady Estraiikh festgestellt hat, „a central figure in the Polish Jewish community“.⁵ Umso wichtiger ist es, dass N.-K.s gut lesbare Biografie des Dichters und Kulturfunktionärs nun auch in einer umsichtigen englischen Übersetzung vorliegt. Sie trägt nicht nur zahlreiche Details über Sfarids wechselnde Wohnorte und Tätigkeiten zusammen, sondern ermöglicht über seinen Lebensweg den Einblick in eine ganze Generation dem Jiddischen zugewandter linksorientierter jüdischer Intellektueller.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

⁴ Zuletzt hieß es, dass Sfarid seine erste Ehe mit Zisl Złotojabłko schon in Frankreich eingegangen sei; siehe AURÉLIA KALISKY: Einleitung der Herausgeberin, in: SALMEN GRADOWSKI: *Die Zertrennung*, Berlin 2019, S. 9–63, hier S. 18 f.

⁵ https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/Sfarid_Dovid (15.04.2021).

Daniel Mahla: *Orthodox Judaism and the Politics of Religion*. From Prewar Europe to the State of Israel. Cambridge University Press. Cambridge 2020. 306 S., 2 Ill., 4 Kt. ISBN 978-1-108-48151-9. (€ 75,-)

Daniel Mahla beginnt und schließt seine überarbeitete Dissertationsschrift (Columbia University, 2014) zu den zwei bedeutendsten orthodoxen Gruppierungen Israels des 20. und 21. Jh. – der 1902 etablierten zionistisch-religiösen Mizrahi-Bewegung und der zehn Jahre später konstituierten antizionistischen Agudat Yisrael – mit zwei Ereignissen, die aufzeigen, wie sich die zwei Bewegungen seit den 1950er Jahren in gesellschaftspolitischen Fragen derart weit voneinander entfernt hatten, dass, wie M. aufzeigt, zwei unterschiedliche „Orthodoxien“ und damit zwei distinkte soziokulturelle Milieus entstanden (S. 6).

Ganz zu Beginn der Einleitung verweist M. auf eine Auseinandersetzung zwischen national-religiösen israelischen Parlamentariern und Vertretern der nicht-zionistischen Orthodoxie über die Frage der Militärpflicht für Frauen. Während die zionistisch-religiösen Vertreter den Zivildienst als Kompromiss akzeptieren konnten, lehnte die nicht-zionistische Orthodoxie jeglichen Dienst für junge Frauen ab. Der Versuch eines Schulter-schlusses scheiterte, und die ultraorthodoxen Parlamentarier zogen sich aus der Knesset zurück, worauf es zu Massenkundgebungen in den ultraorthodoxen Wohnquartieren kam. Abgeschlossen wird die Studie mit der Darstellung einer erneuten Auseinandersetzung zwischen der nicht-zionistischen und der zionistischen Orthodoxie über die Militärpflicht. Knapp 50 Jahre später, im März 2014, blockierten Hunderttausende ultraorthodoxer Männer die Zufahrt zu Jerusalem und legten den Verkehr lahm. Sie demonstrierten gegen den von Vertretern der wichtigsten national-religiösen Partei des Landes initiierten politischen Vorstoß, die Befreiung von der Dienstpflicht für junge, ultraorthodoxe Männer aufzuheben. Wie es zu diesem Bruch zwischen den zwei größten religiösen Fraktionen in Israel kam, steht im Zentrum des vorliegenden Werkes.

M. untersucht in sechs chronologisch angeordneten Kapiteln die Rivalitäten und parteipolitischen Spaltungen, aber auch gemeinsamen Kämpfe zwischen den zwei orthodoxen

Gruppierungen in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, die beide für sich beanspruchten, das religiöse Judentum als Ganzes in Abgrenzung zu säkularen Bewegungen zu vertreten, zuerst in Osteuropa (Kapitel 1–3), dann in Israel (Kapitel 4–6). Der Blick ist dabei weniger auf ideologische Schismen als vielmehr auf soziokulturelle und soziopolitische Entwicklungen gelegt.

Im ersten Teil zeigt M., wie sich die zwei Bewegungen als Reaktion auf gesellschaftliche, kulturelle und politische Veränderungen im Osteuropa des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jh. formierten, jedoch zu ganz unterschiedlichen Antworten auf die Probleme und Entwicklungen der Zeit – Migration, Kollaps der traditionellen Gemeindestrukturen und aufstrebender Zionismus – gelangten. Die Mizrachi-Bewegung entstand als religiöse Fraktion der zionistischen Bewegung und blieb dieser trotz großer Differenzen strukturell verbunden. Ihre Vertreter strebten politische Verantwortung und Mitbestimmung im Rahmen des zionistischen Projekts an. Die Agudat Achim auf der anderen Seite distanzierte sich von politischem und gesellschaftlichem Aktivismus, beharrte auf einem traditionellen Verständnis von (rabbinischer) Autorität und befürwortete die Beibehaltung von althergebrachten religiösen und gesellschaftlichen Strukturen.

Die Spannungen zwischen religiöser Autorität und politischem Aktivismus, die M. als Hauptursache des Konfliktes zwischen den zwei Gruppierungen sieht (S. 37), setzten sich auch im Mandatsgebiet Palästina und in den ersten Jahrzehnten des Staates Israel fort. Zwar kam es bei gewissen politischen Fragen, insbesondere wenn es um die Aufnahme religiöser Prinzipien in staatliche Strukturen ging, zum Schulterschluss zwischen den Parteien. Die Tendenz, so zeigt der Autor im zweiten Teil des Buches, ging jedoch in Richtung einer irreparablen Spaltung der Orthodoxie. Sowohl politisch als auch gesellschaftlich formierten sich zwei Milieus, die in unterschiedlichen Wohngebieten lebten, eine andere Umgangssprache pflegten und eigene Schulsysteme etablierten.

Diese Entwicklungen und die Spaltung wirken, wie im Epilog, der zeitlich in die Gegenwart reicht, gezeigt wird, bis heute in die israelische Gesellschaft. Zahlreiche Abkommen aus den Gründungsjahren Israels zum Verhältnis zwischen Staat und Religion sind bis heute in Kraft und Gegenstand politischer Auseinandersetzungen. Der Autor macht damit die anhaltende Signifikanz der sich zu Beginn des 20. Jh. formierenden religiösen und gesellschaftlichen Differenzen in der Orthodoxie für den heutigen Staat Israel und seine politischen und gesellschaftlichen Institutionen deutlich.

Die Radikalisierung von religiösen Gruppierungen wurde bislang, so M., meist im Kontrast zur nichtreligiösen und säkularisierten Umwelt dargestellt (S. 19). Der Autor wählt für seine Studie jedoch den Zugang der Beziehungsgeschichte („relational history“, S. 15 f.) und kann so mit dem Fokus auf innerreligiöse Spannungen die Entwicklung von zwei religiösen Bewegungen zu zwei distinkten sozial-politischen Milieus aufzeigen.

Mit dem vorliegenden Buch ist dem Autor eine faszinierende, klar strukturierte und gut zu lesende Darstellung der gesellschaftspolitischen Geschichte der israelischen Orthodoxie gelungen, die den Bogen über ein Jahrhundert bis in die Zeitgeschichte schlägt. Das Buch zeigt in einer sonst seltenen Deutlichkeit, wie relevant historische Entwicklungen für die Gegenwart sein können, nicht ohne jedoch darauf hinzuweisen, dass die Gegenwart nicht als eine lineare Fortsetzung der Vergangenheit verstanden werden darf. Komplementiert wird die Darstellung im Anhang mit Kurzbiografien der zentralen Akteur:innen. Da die Studie zu weiten Teilen auf Quellen, gedruckten wie auch ungedruckten, basiert, wäre für ein einfacheres Lesen die in englischsprachigen Verlagen leider kaum mehr gängigen Fußnoten anstelle der hier verwendeten Endnoten wünschenswert gewesen. Dies ist jedoch nur ein Wermutstropfen, der den Wert der ansonsten hervorragenden Arbeit keinesfalls schmälert.

Margret Dorothea Minkels: Alexander von Minutoli, der Gründer des 1. Kunstgewerbemuseums der Welt (1844). Mit einem Beitrag von Zygmunt Wielowiejski zur Daguerreotypie und frühen Photographie. BoD – Books on Demand. Norderstedt 2018. 631 S., 60 S. Ill., Kt., engl. u. poln. Zus.fass. ISBN 978-3-7460-6982-3. (€ 88,-) – Es gibt Bücher, die beeindrucken mehr durch ihren Umfang und ihr Gewicht als durch ihren Inhalt. Zu diesen gehört das hier anzuzeigende Werk, dessen inhaltliche Einordnung nicht leichtfällt. Schaut man auf den Titel, so vermutet man zunächst eine Biografie über Alexander von Minutoli, den umtriebigen Kunstsammler, preußischen Beamten und Begründer des ersten Kunstgewerbemuseums der Welt, errichtet im niederschlesischen Liegnitz. In Wirklichkeit handelt es sich jedoch eher um eine umfangreiche Quellensammlung mit angeschlossenem Abbildungsteil. In dem nur 1-seitigen Vorwort – eine Einleitung gibt es nicht – formuliert Margret Dorothea Minkels den Anspruch des Buches wie folgt: „Es wurde versucht, aus der übergroßen Fülle des Materials ein lesbares Buch mit hohem Wissensgehalt zu machen, das den Zeitraum von Alexander von Minutolis Leben von 1806 bis 1887 umfaßt“ (S. 13). Das Leben des Biografierten, der Jura, Nationalökonomie und Archäologie studiert hatte und anschließend als Gewerbedeuzernent in Liegnitz tätig war, wird in 19 Kapiteln (mit jeweils bis zu drei Gliederungsebenen) chronologisch abgearbeitet. Dabei wechseln sich kurze Abschnitte aus der Feder der Autorin selbst mit seitenlangen Quellenabschriften bzw. Zitaten unterschiedlichster Provenienz zu den jeweiligen Lebensstationen und -situationen ab. Der Stil des Fließtextes ist kolloquial-familiär, was schon an einzelnen Überschriften abzulesen ist: „Alexander als Kunstvermittler“; „Mit Dr. von Lützow durch die Ausstellung“; „Das Entbehren meiner Sammlungsräume“ usw. Eigentlich müsste man die Autorin als Herausgeberin bezeichnen, denn den Großteil des Werkes bilden eben Quellenabschriften und Abbildungen, was M. im Widerspruch zur oben zitierten Aussage auch selbst einräumt: „Seine erste Lebensbeschreibung läßt anhand vieler Dokumente – vor allem solchen aus der Feder des fleißigen Alexander von Minutoli – ein biographisches Puzzle des Gründers des ersten Kunstgewerbemuseums der Welt entstehen, der es nicht verdient hat, vergessen zu werden“ (S. 13). In der Tat handelt es sich um ein Puzzle mit nicht weniger als 2303 Fußnoten, dessen Einzelteile jedoch kein Gesamtbild ergeben. Es bleibt M.s Geheimnis, warum sie nicht eine auf Basis ihrer Recherchen selbst verfasste stringente biografische Darstellung an den Beginn des Buches gestellt hat, gefolgt von einer den Text untermauernden Quellenauswahl und der Abbildungssammlung. Das auch grafisch von der Autorin selbst gestaltete Buch liefert sicher zahlreiche interessante Details zur Entstehung des „1. Kunstgewerbemuseums der Welt“, zur schlesischen Industrie- und Handwerksgeschichte, zur preußischen Verwaltungsgeschichte, zur frühen Fotografie sowie zu Leben und Werk A. von Minutolis, dessen älterer Bruder Julius (1804–1860) im Übrigen als liberaler Polizeipräsident von Posen und später Berlin zur Zeit der Märzrevolution von 1848 sowie als Zeichner von Stadtansichten in die Geschichtsschreibung eingegangen ist. Es stellt aber gewiss keine lesbare Biografie dar, die wissenschaftlichen und stilistischen Ansprüchen genügen würde, sondern bildet eher einen Steinbruch an kunstgeschichtlichem Wissen ohne Kontextualisierung oder Fragestellung.

Berlin

Matthias Barelkowski

Gesine Schmidt: Jüdisches Leben in Lissa/Lesno. Das Schicksal der Familien Metz und Sachs aus der Provinz Posen. Hentrich & Hentrich. Berlin – Leipzig 2018. 150 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-95565-296-8. (€ 17,90,-) – In this work, Gesine Schmidt presents the history of Jews in Leszno (Lissa) in Poznan as seen through the prism of the fate of the Metz and Sachs families (her relatives). Sch. is not a trained historian, but has a degree in political science and German studies. She took up the topic because she wanted to better understand the complicated German-Polish-Jewish relations in the province. She tried therefore to show these biographical threads against the background of the history of the local community. This short book consists of an introduction and 14 brief chapters, which are divided into two parts. The first (smaller) part relates the fate of the Metz and Sachs families, while the second part discusses Leszno and its inhabitants (especially the rabbi Samuel Baeck and his son, the well-known rabbi Leo Baeck). In terms of methods and quality, the two parts are quite unequal, while the first part combines the family biographies with reportage and memories, the second part is limited to a fairly superficial narrative on the history of the town and its Jewish community. The genealogi-

cal and biographical threads regarding the described families can be assessed positively and could be even recommended as a kind of guide for amateur researchers seeking information about their Jewish ancestors. This part is based on a solid foundation of historical sources, mainly found in the collection of the State Archives in Leszno. The narrative is complemented by rich illustrations. The second part of the book, however, about the history of Jews in Poznań, should be assessed critically. This section of the book does not present any original research. It is only a compilation of existing scholarship—and not a very successful one, due to a large number of errors. Sch. writes, for example, that the Red Army entered Poland in 1939 on August 23—in other words, before the Wehrmacht (p. 135). The reason for these errors is probably the author's reliance on outdated literature, mainly on Louis Lewin's *Geschichte der Juden in Lissa* (1904) and the memories of Ludwig Kalisch, *Bilder aus meiner Knabenzeit* (1872). She completely omits Polish historiography, including my book *Sita mitu* (2004), which discusses the historical writing on Jews in Poznań (extensive portions have been published in German). Importantly, Sch. uses the literature altogether uncritically, replicating established stereotypes and myths. The main myth concerns the identity of the Poznań Jews. The author repeats the narrative created by Jewish assimilationist historians (including Lewin), writing that, after the eighteenth-century Partitions of Poland, the Jews were rapidly Germanized, so that, by 1848, they could all be considered Germans of the Mosaic faith. At the same time, the author herself remarks in several paragraphs that the Jews in Poznań were particularly insistent in emphasizing their Jewishness compared to other Prussian provinces. In fact, during the nineteenth century, the process of acculturation of Jews in Poznań did progress, but, until World War I, they firmly adhered to tradition, both in religious and moral terms, becoming a kind of bridge between Eastern and Western Jewry. As a consequence, both the Poles and Germans in Poznań perceived the local Jews solely as Jews. Even German Jews did not treat the Jews in Poznań as "one of us." Sch. also appears to be an apologist for the "illusion" of German-Jewish symbiosis, which in the case of Poznań is difficult to defend. And, in a way, she concedes this point herself, writing that the Jews of Leszno aspired to join German associations but "were not always accepted"—in fact, quite rarely, I would argue. Moreover, the book presents no examples of social contacts between Jews and Germans, and, according to Christian Myschor's research on the Prussian bureaucracy in Poznań,¹ such contacts were, quite simply, rare. Sch. reduces the complicated Polish-Jewish relations in the province to the often-encountered stereotype that Poles were anti-Jewish, but Jews were not anti-Polish.

Poznań

Krzysztof A. Makowski

¹ CHRISTIAN MYSCHOR: Wyżsi urzędnicy pruskiej administracji prowincjonalnej w Poznańsku (1871–1918) [High Officials of the Prussian Provincial Administration in the Poznań Region (1871–1918)], Poznań 2014.